

glaubwürdiger und auch in einer Sprache weiterzulegen, die der Mensch unserer Tage zu verstehen vermag. Es ist wohl providentiell, daß die entscheidenden

Krisen und Fronten heute quer durch alle christlichen Konfessionen gehen und daß sich der Konfessionalismus auf diese Weise allmählich erübrigen wird.

¹ F. Büchsel: Theol. Wörterb. zum NT, III 942 f.

² Kirchenkonstitution 8; Ökumenismuskonkordat 4.

³ Vgl. Concilium 11 (1975) Nr. 6/7.

⁴ Vgl. Kirchliche Lehre – Skepsis der Gläubigen (Freiburg i.Br. 1970).

⁵ Vgl. Concilium 7 (1971) Nr. 10.

⁶ F. Klostermann, Gemeinde – Kirche der Zukunft (Freiburg i.Br. 1974).

⁷ Vgl. auch Concilium 8 (1972) Nr. 3.

⁸ Vgl. G. Delling: Theol. Wörterb. zum NT III 460–463.

⁹ Vgl. Concilium 8 (1972) Nr. 1.

¹⁰ Anlässlich eines theologischen Tages in Wien am 19.6.1975.

¹¹ Teilhard de Chardin, Der göttliche Bereich (Olten 1962).

¹² Vgl. Concilium 11 (1975) Nr. 4.

FERDINAND KLOSTERMANN

1907 in Steindorf, Salzburg, geboren. Er wurde 1929 für die Diözese Linz zum Presbyter ordiniert, promovierte in Graz, habilitierte sich in Wien für Pastoraltheologie und ist seit 1962 Professor für Pastoraltheologie an der Katholisch-theologischen Fakultät der Universität Wien. Er veröffentlichte u.a.: Das christliche Apostolat (Innsbruck 1962), Prinzip Gemeinde (Wien 1965) – niederländische und spanische Übersetzung, Priester für morgen (Innsbruck 1970), Gemeinde – Kirche der Zukunft (Freiburg 1974).

Roland Sublon

Krise der Normen

Die Humanwissenschaften stellen fest, daß Normen überall vorhanden sind, heben jedoch auch hervor, wie veränderlich die Ideale und Verhaltensregeln sind, die das Handeln des gesellschaftlichen Menschen lenken und bestimmen. Die Geschichtsforschung zeigt auf, daß die Normen in beständiger Entwicklung begriffen sind. Sie gewahrt in der Menschheitsgeschichte Umbruchszeiten, wo die bestehenden Kanones wanken, die Kodizes umgeschrieben werden und wo es zu neuen normativen Gleichgewichten kommt. Die Ethnologie stößt auf den Befund, daß die Verhaltensmuster je nach der jeweiligen Kultur und der geographischen Lage verschieden sind. Die gesellschaftlich-wirtschaftlichen Untersuchungen heben die materiellen Determinanten hervor, die beim Festsetzen, Festhalten oder Zurückweisen der Normen in einer bestimmten Gesellschaft wirksam sind.

Die Feststellung, daß es solche Normänderungen gibt, zwingt zur Frage nach der Grundlage des Normativen, nach den Ursachen der beobachteten Veränderlichkeit und stellt den Sinnbezug in Frage, in dessen Namen eine Krise, als Änderung einer bestehenden Ordnung verstanden, definiert wird. Ein *psychoanalytisches* Herangehen an diese Probleme wird es uns erlauben, eine Antwort auf diese Fragen vorzulegen. Wir wollen zunächst auf die Frage nach der Möglichkeit einer Verschiebung und Infragestellung übernommener Ideale eingehen und sodann das aktuelle Problem der

Feststellung von Änderungen im Normenbereich mit dem konfrontieren, was die Eigentümlichkeit des Christentums ausmacht, und mit den Beziehungen des Christentums zum Problem der Ethik.

Die klassische Auffassung, wonach es möglich ist, daß sich das Subjekt mit sich selbst und dem Objekt deckt, ist zu einer Bestimmung der Grundlage der Normen überaus wichtig. Diese Auffassung, die notwendigerweise ein *Werurteil* zuläßt und *auf eine gegebene Epistemologie verweist*, erlitt einen schweren Stoß, als auf dem Feld der Kultur die Psychoanalyse aufkam. Die von Freud gemachte Entdeckung des Unbewußten als einer in jeder Kulturschöpfung *aktiven* psychischen Instanz erscheint als der Moment eines epistemologischen Umschwungs. Sie stürzte die früheren Auffassungen über die Bezüge zwischen Subjekt und Objekt um und stellte das Erkenntnisproblem von neuem.

1. Das Symbolische und die Urverdrängung

Wir wollen nicht das gesamte analytische Vorgehen im einzelnen behandeln, sondern uns damit begnügen, an die grundlegenden Schlüsse zu erinnern, zu denen die Psychoanalyse gelangt ist. Indem sie annimmt, daß die symbolische Ordnung jeglicher Möglichkeit zu einer Wahrnehmung der Welt der Dinge und Zustände vorgeht, macht die Psychoanalyse darauf aufmerksam, daß es kein Sein und kein Seiendes, kein Subjekt und kein Objekt gibt, die nicht als solche aus einem Netz des Sprechens stammen. Dabei ist zu präzisieren, daß für die Psychoanalyse *die Sprache nur als gesprochene Sprache besteht* und daß deshalb das Signifizierende – im Unterschied zum Zeichen (*signum*) – den Kern bil-

det, um den herum sich die Vorstellungsmodelle und Untersuchungen dieser Wissenschaft entwickeln, der es im Grunde um die Artikulation des Sprechens und des Leibes geht. Durch das Erlernen der verbalen Kommunikation wird das *in-fans* in diese symbolische Ordnung eingegliedert. Da die Sprache ihm nicht angeboten ist, eignet es sich die Signifikationszeichen des Andern¹ an, um seine Welt und sich selbst auszusagen. Diese überkommenen Signifikationszeichen, durch die es seine Welt benennt und durch die es benannt wird und sich selbst benennt (Name, Vorname, Pronomen), erweisen sich als nicht dazu geeignet, die Besonderheit seines Seins und seines Wollens zum Ausdruck zu bringen. Die so verlorene Besonderheit, die nie zu Wort gebracht werden kann, stellt für Freud das «Urverdrängte» dar. Dieser radikale Selbstverlust im Moment der Übernahme der Signifikationskette macht das Subjekt gleichsam zum Subjekt dieser Kette, das von ihr geteilt, entzweiggeschnitten und von ihr ausgeschlossen wird, da es darin nur als *repräsentiert* figuriert.

Das Hinzutreten zur symbolischen Ordnung führt zur Abstandnahme des Subjekts von sich selbst. Ohne diesen Abstand wäre das Wort unmöglich und die Sprache würde für niemanden mehr etwas repräsentieren. Die Einfügung des Subjektes in die Struktur² stellt für die Psychoanalyse das Gesetz dar, das die wünschende Subjektivität grundlegt. Dieses Gesetz hängt mit der Unmöglichkeit zusammen, das Wort mit dem Ding oder, genauer gesagt, das Signifizierende mit dem Signifizierten zur Deckung zu bringen. Diese Unmöglichkeit ist schon mit der Struktur der gesprochenen Sprache gegeben. Zum Schluß gelangt, daß die Position des Signifizierten nicht vom Realen, sondern vom Signifizierenden abhängt, und in der Erwägung, daß die Subsistenz des Signifizierenden in einer Konnotation besteht (die Bedeutung des Signifizierenden hängt von dessen Zusammenhängen mit den benachbarten Signifikationszeichen ab), nimmt die Psychoanalyse an, daß jedem Signifizierenden ein Sinnmangel innewohnt. Dieser Sinnmangel, dieses Loch ermöglicht es, eine nie zu erschöpfende Signifikation endlos weiterzuführen. Diese mögliche Weiterführung der Signifikation gibt dem menschlichen Wünschen seinen so besonderen, paradoxen Charakter, der es von dem stets seinem Gegenstand angepaßten und stets der Befriedigung fähigen Instinkt unterscheidet. Das menschliche Wünschen läßt sich nicht stillen, weil es nie damit zu Ende kommt, sich zu signifizieren oder ein adäquates Objekt zu signifizieren.

Das Signifizierende ist Metapher des Subjekts, aber auch Metonymie eines ebenfalls umgegossenen Objekts: das Wunschobjekt ist nur die *Repräsentation* des

Verlorenen, Unbenennbaren, weil aus den Wirkungen der Benennung Hervorgegangenen. Dieses Verlorengegangene ist als «*Subjektobjekt*» zu bezeichnen. Es motiviert den unbewußten Wunsch nach der unmöglichen Wiedergewinnung seiner selbst als einer Einheit.

2. Das Imaginäre und der Narzißmus

Durch den von der klinischen Erfahrung her gewonnenen Begriff des «Imaginären» will die Psychoanalyse zu verstehen geben, daß das unbewußte Wünschen von Natur aus zur Halluzination neigt. Der Wunsch signifiziert sich seiner Erfüllung vermittels eines *Bildes*. Dieses ist nicht als ein den Wunsch hintergehendes Objekt anzusehen, sondern als adäquates Mittel, durch das dieser in Erfüllung geht. Das Bild irgendwelchen Gegenstandes kann den Urverlust repräsentieren und sich für geeignet ausgeben, die Befriedigung herbeizuführen.

Der Begriff «Narzißmus» vervollständigt die Schilderung der Funktion des Imaginären. Dieser Begriff verweist auf das Spiegelstadium, das von Lakan klassisch beschrieben worden ist. Der Narzißmus ermöglicht es, zu behaupten, daß ein zu einer Einheit gebrachtes Bild des eigenen Leibes, das im Spiegel erblickt oder bei einem ähnlichen Menschen wahrgenommen wird, als Vermittler der Bezüge des Subjektes zu den Objekten funktioniert. Dieses äußere Bild seiner selbst wird zum *Ich*, wenn das Subjekt es, nachdem es vom Andern als liebenswert bezeichnet worden ist, zu seinem Bild bestimmt und sich damit identifiziert. Als Identifikationsinstanz, womit das Subjekt sich in die Objekte investiert und dafür von diesen die ausgestrahlte Libido zurückerhält, gibt das Ich sich betrügerisch als Subjekt aus.³ Mit dem Narzismus löst das Ich die Wunschobjekte ab und gibt sich als die Instanz aus, durch die das Subjekt sich einig und sich selbst gegenwärtig zurückgewinnen zu können glaubt. Ein Einheitsbild des Leibes setzt sich an den vom Subjektobjekt freien Platz, und jedes investierte Objekt wird von nun an vom Ich vermittelt.

Aus diesen Ausführungen erhellt die Eigentümlichkeit der Freudschen Auffassung über den Wunsch. Dieser wird nicht von der vorhergehenden Erkenntnis von etwas Gutem bestimmt, sondern entsteht in der Spaltung, die das Subjekt im Moment des Hinzutretens zu der symbolischen Ordnung als wünschend konstituiert. Da für den Wunsch kein vorherbestimmtes Objekt existiert, da *das* Sexualobjekt nicht existiert, kann jedes Objekt, mit Einschluß des Genitalobjektes, zum Gegenstand des Wünschens genommen werden und sich als das ausgeben, was der konstitutiven Trennung des Subjekts ein Ende machen soll.

Daß nicht im voraus ein besonderes Objekt bestimmt ist, besagt jedoch nicht, daß von einem absoluten Solipsismus aus eine total willkürliche Wahl getroffen werde. Das gewählte Objekt ist als signifikant für die besondere, geschichtliche Beziehung zum Anderen aufzufassen. In der Beziehung zum Anderen bedeutet jede Objektwahl die Wahl eines Elementes, das zwischen zwei Wünschen vermittelt; irgendwelches «Ding», irgendwelches bekleidete Organ am Leib des Subjekts oder am Leib des Andern, sodann das Ich und irgendwelche Betätigung, irgendwelches Verhalten kann zur Funktion eines Signifikationszeichens erhoben werden, worin der Wunsch sich artikuliert.

3. Das Gute, die Norm und der Wunsch

Werden diese Auffassungen auf die Kategorie des Guten angewandt, so ermöglichen sie uns zu sagen, daß es nichts Gutes (und auch nichts Schlechtes) gibt, das nicht in einer Relation signifiziert und eine Relation signifizieren würde. Der Begriff «gut» ist nicht als Ergebnis der Zustimmung zu einer natürlichen Evidenz anzusehen. Er ergibt sich aus einer vorhergehenden Designation durch den Andern. Doch da die Struktur des Signifizierenden gegeben ist, bringt die Signifikation von etwas Gutem als solchem stets ein Manko mit sich. Die stets reportierte, inadäquate und nicht in den Griff zu bekommende Signifikation bringt einen Wert des Verweisens auf ein weiteres noch mögliches Gut mit sich. Dieser Verweiswert ermöglicht es dem Subjekt, sich auf die Suche nach diesem fehlenden Gut zu begeben.

Da der Wunsch sich zur Repräsentation entfaltet, wird das, was der Adäquation der Benennung fehlt, vom Imaginären getragen. So werden die Vorstellungsbilder «höchstes Gut», «oberster Wert» oder «letzter Sinn» geschaffen, um das zu bezeichnen, was jedem geschichtlich signifizierten Gut abgeht. Was ist dieses «höchste Gut» anders als die Illusion, sich einer erreichbaren Einheit zu erfreuen, die jeder Teilung, jeder Bewegung, ja jeder Subjektivität ein Ende machen soll?

Was die Norm betrifft, so wird diese immer auf den letzten Sinn, auf das Ideal bezogen, das der Mensch sich vornimmt. Durch ihr Insistieren auf der Funktion der gesprochenen Sprache in der Verursachung des Subjekts verwehrt es die Psychoanalyse, diesen Sinn anders zu bestimmen und zu definieren denn als imaginär. Sie stellt jede Moral in Frage, die auf einem Eudämonismus gründet, welcher die Koinzidenz des Wunsches mit dem Subjekt und die Möglichkeit voraussetzt, sich in den Genuß eines natürlich vorherbestimmten Objektes zu versetzen. Indem sie den Begriff

«imaginär» einführt, der sich mit dem Bruch, den das Symbolische in das Reale hineinbringt, deckt, ermöglicht die Psychoanalyse auch, die endlose Variation der Werte und des Inhaltes der Normen zu erklären. Diese Variation setzt die Möglichkeit voraus, die Wertsetzung den Rückwirkungen des Imaginären entsprechend zu verschieben.

Von den Umschwüngen in den Schönheitskanones bis zu den Änderungen der politischen Modelle, vom Verbot, zu töten, bis zum gerechten und heiligen Krieg, von den einst in Ehren stehenden geistlichen Idealen bis zu den materiellen und leiblichen Werten, die heute neuentdeckt und gepriesen werden, findet man immer wieder die Äußerung des aus der Spaltung geborenen Wunsches. Kommt aber eine Zeit, in der ein Wert sich fixiert oder eine Norm sich aufzwingt, die ihre Referenz in einem theoretisch erarbeiteten repräsentativen Modell verankert, ist die Gefahr eines Verschlusses groß. Jede Repräsentation kann als zunehmendes System funktionieren, worin der Narzißmus auf seine Rechnung kommt. In derartigen Systemen wird die imaginäre Rede mit dem Realen verwechselt.

Es kommt für uns nicht in Frage, jegliche Theoretisierungsarbeit zurückzuweisen, um ein libertinäres System zu verkünden, worin die Negation jeglicher Norm zur Norm erhoben würde und es «verboten wäre, zu verbieten». So wie ein Subjekt außerhalb des Symbolischen nicht werden und ohne Repräsentation nicht existieren kann, so kann auch eine Gesellschaft nicht weiterbestehen ohne einen Kodex oder überleben ohne eine Ideologie. Sobald aber Repräsentationen und Ideologien nicht mehr als kontingente Erzeugnisse erachtet und nicht mit der Praxis und dem Akt des Wortes konfrontiert werden, geben sie sich als das höchste Gut aus, und dieses schließt das Universum, worin sich die Alaopoliten von Utopia vergnügen, zu.

Kann man nach all dem von einer Normenkrise in der Kirche oder in der westlichen Zivilisation sprechen, weil man eine Fluktuation, ja einen Umschwung einer bestehenden Ordnung beobachtet? Wir unterschätzen die Bedeutung der heutigen Veränderungen nicht. Das Überhandnehmen der Naturwissenschaft und der Technik, die wachsende Bedeutung der prognostischen Wissenschaften, die Vervielfachung der Kulturaustausche haben die seit dem 18. Jahrhundert aufkommende Infragestellung der Normen ausgeweitet. Der theoretische Moralrelativismus, der zunächst die «Libertiner» und andere «Freidenker» interessierte, die einer intellektuellen und gesellschaftlichen Elite angehörten, scheint heute die Geisteshaltung der großen Masse zu durchdringen. Dieser theoretische Relativismus bedeutet jedoch nicht, daß die Normen praktisch am Verschwinden wären, sondern daß man sich

der Inhaltsvariationen dieser Normen und der geschichtlichen Faktoren, die ihr In-Geltung-Kommen bestimmen, allgemein bewußt wird. Und es tritt ebenfalls zutage, daß die in Frage gestellte bestehende Ordnung nicht absolut gültig ist, da sie selbst aus einem Umbruch, der andere Gleichgewichte aufhob, hervorgegangen ist.

Das allgemeine Bewußtwerden dieser Fakten stellt die theoretischen Grundlagen in Frage, die in essentialistischen Definitionen, welche als endgültig und unabänderlich angesehen wurden, errichtet und vorgelegt worden waren. Die Psychoanalyse setzt dieses Hinterfragen fort. Da der symbolische Urbruch ans Licht gehoben wurde, der Ursache der wünschenden Subjektivität und Vorbedingung für das Aufkommen der Verhaltensweisen und der ethischen Reflexion ist, geht es fortan nicht mehr an, einen normierenden Inhalt zu definieren, indem man sich auf das angebliche Erfassen einer letzten Wahrheit oder eines letzten Wertes, eines Urwertes beruft. Damit stellt sich die Frage nach der Autorität, und auf diesem Umweg geraten wir an den Bereich des Politischen heran.

Die Autorität, welche die Normen definiert, trägt den mit den Zeitumständen gegebenen Kriterien und den Idealen, die ihre Wahl bestimmen, Rechnung. Sie stellt sich unvermeidlich als die über ein Wissen verfügende Referenzinstanz hin. Im Namen dieses Wissens wird das Normative präzisiert, werden die Abweichungen denunziert und wird die Krise definiert. Nachdem wir die Rolle der Repräsentationen betont haben, die bei jeder Sinnwahl und jeder Wertoption am Werke sind, gelangen wir zum Schluß, daß jedes als evident ausgegebene Prinzip sich in Frage stellen läßt. Eine solche auferlegte und von einer Gesellschaft übernommene Norm kann das Alibi für narzißtische Beziehungen sein, welche die Partner dieser Gesellschaft miteinander verbinden. Diese Beziehungen bestehen für den maßgebenden Leiter darin, daß er seine eigenen Normen als für seine Mitmenschen gültig erklärt, und für den Gelenkten darin, daß er sie akzeptiert, indem er sich mit der Macht des ersteren identifiziert. Eine solche Beziehung vermeidet den Konflikt und ermöglicht es den Partnern, daß jeder von ihnen sich seines Parts erfreuen kann. In diesem Kreis hat sich der Sklave dem Vergnügen ergeben, das ihm durch das Gewinnende oder Kraftvolle eines Meisters aufgezungen wurde, der vorgibt, er kenne den Zugang zu diesem Vergnügen und könne dessen Objekt definieren. Es fehlt nicht an Komplizitäten, um den Glauben an die Möglichkeit eines solchen Vergnügens zu bewahren, und es gibt zahlreiche Systeme, worin nach der Evakuierung der Signifikanz, der Ablehnung des Fragens, der Leugnung des Sinnmankos das höchste

Gut autoritär festgelegt oder kollektiv sich zu eigen gemacht wird.

Diese faszinierende Regression könnte gleichfalls auf die Psychoanalyse lauern, die von der Kultur als Instanz der wiedergefundenen Wahrheit verwertet werden und so zu einem Verfahren der Readaption an die Gesellschaft werden könnte. Wenn die Psychoanalyse den Menschen seinem Wort wiedergibt, die Systeme entriegelt, in denen der Wunsch gefangengehalten wurde, und nach dem Subjekt aller wissenschaftlichen und religiösen normativen Erzeugnisse fragt, kann sie der Frage an sich selbst nicht ausweichen und von den bestehenden gesellschaftlichen Faktoren nicht absehen. Gewiß ist die Analyse «platzlos», und doch darf sie die gesellschaftliche und wirtschaftliche Ordnung nicht mißachten und kann sie nicht darum herumkommen. Diese Hinterfragungen machen ihre Position unbequem, und die Reflexion über die Beziehungen zwischen der Psychoanalyse und der Politik ist noch nicht abgeschlossen.

4. Normen und Schriften

Wir haben noch einen Punkt zu prüfen: Wir müssen nach der Rolle der Schriften fragen, auf die sich die Moraltheologie in ihren normativen Ausführungen beruft. Die historischen und exegetischen Studien versetzen diese Schriften in ihren wirtschaftlichen, kulturellen, kultischen, nationalen und internationalen Kontext zurück. Diese Wissenschaften erheben auch den Sinn, den die berichteten Geschehnisse haben, und beleuchten die im Lauf der Geschichte geleistete Arbeit der Überprüfung und der Neuinterpretation. Damit stellen sie die Reflexion der Kirche vor die Frage nach den Bezügen zwischen dem Symbolischen und dem Imaginären, die in den auf die Schriftdeutung gestützten normativen Entscheiden am Werk sind. Man darf füglich behaupten, daß die Verständnisüberprüfung in dem Maß möglich ist, wie der überprüfte Text als symbolisch, d.h. für jede Neuinterpretation offenstehend aufgefaßt wird.

Wie die Exegese und die Geschichtswissenschaft nachweisen, sind Perioden «dogmatischer Verslossenheit» und Umbruchsperioden, in denen die bestehende Ordnung erschüttert wurde, aufeinandergefolgt. Eine solche Wendezeit in der Geschichte eines einzelnen Volkes und in der Geschichte des religiösen Denkens im allgemeinen stellt das Aufkommen des Christentums dar. Dieses Ereignis kommt einem Umbruch gleich, worin die Kanones und Normen wiederum ihre signifizierende Funktion zurückerhalten. Wir haben anderswo aufgezeigt,⁴ daß die Auferstehung, die für das Christentum höchst signifikant ist,

als metaphorisch signifikant verstanden werden kann, so daß sie sich jedem Versuch, sie auf etwas eindeutig Signifiziertes zu verkürzen, widersetzt. Dieses Ereignis verwehrt es der theologischen und ethischen Denk- und Redeweise des Christentums, sich in einer geschlossenen, einzigen, einheitlichen Systematisierung abzuschließen. Dieser symbolische Bruch, diese signifizierende Krise führen gleichzeitig die Möglichkeit herbei, daß es zu einem Konflikt kommt. Indem sie endlos die Möglichkeit zu einer Verständnisüberprüfung und zu einer neuen Sinnggebung eröffnen, bieten sie den Vertretern verschiedener Sinndeutungen Gelegenheit, miteinander in Konflikt zu geraten. Damit stellt sich die Frage nach der Instanz, die in einer solchen Konfliktsituation zu entscheiden hat, und die Funktion des Lehramtes wird nach ihren Bezügen zu den Normen und zum Gesetz gefragt.

Bis vor kurzem hatte sich das Lehramt eigentlich nicht das Problem des Pluralismus zu stellen, da der theoretische und praktische Monolithismus Gesetz war. Dadurch, daß es sich der heutigen Kultur öffnet, auf Exkommunikationen und Anatheme verzichtet und eine Liturgiereform herbeiführt, gelangt das Lehramt dazu, den Inhalt der früheren Normen zu relativieren, und damit ermöglicht es auch, daß sich die Frage nach der Gültigkeit der neuen Normen stellt. Da

sie sich der praktischen und theoretischen Konsequenzen, die sich aus dem letzten Konzil ergeben, bewußt sind, haben einzelne die eingetretenen Änderungen als den Anbruch einer Normenkrise im schlimmen Sinn des Wortes beklagt. Wir teilen diese Meinung nicht, denn wir sind überzeugt, daß jede Neuüberprüfung und Infragestellung zwar manchmal zu einer beängstigenden Unsicherheit führt, aber dafür freien Raum schafft für das Kommen des Andern, was eine notwendige Vorbedingung für die Möglichkeit der Schöpfung ist. In diesem Sinn verstehen wir die Maxime, wonach die Freiheit der einen da endigt, wo die Freiheit der andern beginnt. Jede Anerkennung von etwas Anderem verlangt von jedem Individuum zwangsläufig Verzicht; jedermann wird früher oder später mit Konflikten individueller oder «überindividueller» Werte konfrontiert. Es ist in der Praxis nicht so leicht, das Richtige zu treffen. Doch da das Grab nicht durch einen Leichnam ausgefüllt ist, verfügt jeder Christ und jede Kirche über die Möglichkeit, diese Leere zu füllen, indem man in sie einen Sinn hineinzubringen wagt. Aber dieser Sinn ist nie der einzig mögliche, sonst würde die betreffende Option zum komfortablen Verfaulen in einem Getto führen, worin man die Gewißheiten wiedergefunden und die Einmütigkeit wiederhergestellt hätte.

¹ Für die Psychoanalyse ist «der Andere» die Stätte der Sprache, insofern er sowohl die trans-individuelle Kultur als auch das Unbewußte des Subjekts darstellt. Diese Stätte nimmt im allgemeinen zuerst die Mutter ein.

² Diese Einfügung ist für den Ödipus konstitutiv, wodurch das Subjekt zum symbolischen Vater hinzutritt, der vom wirklichen und vom imaginären Vater verschieden ist.

³ Vgl. den den Narzißmus in sich zusammenfassenden Satz: «Ich erblicke mich, wenn ich dich anblicke.»

⁴ Vgl. R. Sublon, *Le temps de la mort* (Straßburg 1975).

Übersetzt von Dr. August Berz

ROLAND SUBLON

1934 geboren, Doktor in Medizin, Chef de Travaux an der Medizinischen Fakultät Straßburg (1963), Doktor in Theologie, Ethikprofessor an der Universität der Humanwissenschaften zu Straßburg, Dekan der Katholischen Theologischen Fakultät, praktizierender Psychoanalytiker, Mitglied der Freudschule von Paris. Veröffentlichte jüngst: *Le temps de la mort*.